

Das bezügliche Fürwort "welcher"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **26 (1942)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wort „Rechnungsprüfer“ stand, da glaubte ein Naturwissenschaftler, dessen schweizerischer Bürgerbrief noch nicht ganz trocken war (wohl gerade darum!), den Antrag auf Änderung in „Revisoren“ stellen zu müssen, und die Mehrheit stimmte ihm natürlich bei — warum sollte man sich einen solch patriotischen Triumph entgehen lassen, wenn er so billig zu haben ist? Man kann der Scheckfrage ja einen politischen Anstrich geben, aber nur einen in n e n politischen; man kann nämlich sagen: die einfache Schreibweise, d. h. jene, die nicht an einem kleinen Buchstaben spart, sondern für den einfachen Mann leichter zu verstehen ist, ist demokratischer und darum schweizerischer als eine so überflüssige Fremdentümelei, die mit schweizerischem Wesen gar nichts zu tun hat. Wenn wir aber unsere a u ß e n politische Stellung mit solchen Mittelchen stützen müßten, stünde es schlecht um uns.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn jemand dem Herrn Nationalrat zu Hilfe kommen wollte mit einem neuen „Beweis“: Die Schreibweise „Scheck“ könnte zu Verwechslungen führen, denn auch Kühe tragen etwa diesen Namen, und „Schweizer Scheck“ heiße sogar eine Kaninchenrasse! Darauf dürften wir es ankommen lassen.

Trotz Obligationenrecht und „Postcheckgesetz“ schreiben heute schon viele vernünftige Leute, auch sehr gebildete, ruhig „Scheck“. Am Kopf der Neuen Zürcher Zeitung, des „Bund“, des (amtlichen) Zürcher „Tagblatts“, des „Volksrechts“ usw., auf vielen Briefköpfen, Rechnungen usw. liest man es so. Daß die Postverwaltung sich noch an den Buchstaben des Gesetzes gebunden fühlt, ist begreiflich. Wenn die buchstabenfreien Schweizer einmal alle dazu übergegangen sind, magt vielleicht dann auch sie den Schritt zur volkstümlichen Schreibweise. Wir wollen das zu beschleunigen suchen, indem wir jedem „Check“-Schreiber, dessen wir habhaft werden können, dieses Blatt zustellen; wir bitten, uns darin zu unterstützen durch Angabe von Namen.

Das bezügliche Fürwort „welcher“.

G. Wustmann eifert in seinen „Sprachdummheiten“ gegen das bezügliche Fürwort „welcher“. Er hat eine besondere Abneigung gegen das Wort und will die Gründe, die man des sprachlichen Wohlklangs wegen zu seiner Verteidigung anführt, nicht gelten lassen. Vor allem spottet er über die Angflichkeit, welche Ausdrücke folgender Art vermeiden will: „Eine Verwandlung, bei der der große Vorhang nicht fällt“, „die Wiese, durch die die Straße führt“, „das Tau, das das Fahrzeug am Ufer hielt“. Es ist richtig, daß es sich hier nur scheinbar um die Wiederholung des nämlichen Wortes handelt, da die zwei gleichen Formen verschiedene Bedeutungen haben und verschieden stark betont werden. Doch ist zu sagen, daß die Häufung einfilbiger Wörter, die mit „d“ beginnen, leicht den Eindruck eines Gestammels macht und ein empfindliches Ohr beleidigt. Schopenhauer widmet den Leuten, die ohne Rücksicht auf Klarheit und Wohlklang nur darauf bedacht sind, Silben einzusparen, den spöttischen Satz: „Die, die die, die die Buchstaben zählen, für klägliche Tröpfe halten, möchten vielleicht nicht so ganz unrecht haben.“

Mit Recht wenden viele Schriftsteller das Fürwort „welcher“ mindestens zur Abwechslung mit „der“ an. So heißt es z. B. im „Bankraz, dem Schmoller“: „... beschrieb er ein Blatt Papier mit feltamen Listen und Zahlen, welches er dann zu einem kleinen Bündel legte, das durch ein Endchen alte Goldtresse zusammengehalten wurde.“ Im ersten Kapitel des „Grünen Heinrichs“ steht: „Wirklich habe ich auch eine Menge entfernter Vettern, welche ich kaum noch zu unterscheiden weiß, die, wie die Ameisen krabbelnd, bereits wieder . . .“

Ein sehr aufschlußreiches Beispiel für das Bedürfnis, Wiederholungen zu vermeiden, findet sich im zweiten Kapitel des „Grünen Heinrich“, wo Folgendes zu lesen ist: „Es waren nur wenige gleichgesinnte Arbeitsgenossen, welche die ersten, seltenen und verborgenen Keime bildeten zu der Selbstveredlung und Aufklärung, so den wandernden Handwerkerstand zwanzig Jahre später durchdrangen, und welche einen Stolz darauf setzten, . . .“ Ohne Zweifel gedachte Gottfried Keller zuerst abwechslungshalber zwischen den zwei „welche“ das „die“ anzuwenden, also: „die den wandernden Handwerkerstand“. Aber seine Abneigung gegen das d=d=d-Gestotter ließ dies nicht zu; lieber wählte er das sich etwas sonderbar ausnehmende, altertümliche „so“.

Es ist aber hier nicht meine Absicht, die Frage „welcher“ oder „der“ mit Rücksicht auf die Schönheit des Tonfalls zu behandeln. Ich möchte vielmehr von einem andern Standpunkt aus an die Sache herantreten.

Gewiß hat Wustmann recht, wenn er sagt, das „welcher“ finde sich fast ausschließlich in der Schreibsprache, während beim Reden weitaus in den meisten Fällen „der“ benutzt werde. Unrecht aber hat er mit der Forderung, etwas, das man nicht spreche, solle auch nicht geschrieben werden. Allerdings belehrt der junge Lessing in einem Briefe seine Schwester: „Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön.“ Und der junge Goethe rät seiner Schwester ebenfalls: „Schreibe nur, wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben.“ Dieses Wort ist aber nur bedingt wahr. Die geschriebene Sprache muß gegenüber der gesprochenen einige Eigenheiten aufweisen, wenn sie gut sein, ihrer Aufgabe gerecht werden soll. Gerade die Bemerkung Wustmanns, die beiden „der“ in dem Ausdruck: „Eine Verwandlung, bei der der große Vorhang nicht fällt“ werden ganz verschieden gesprochen, führt uns auf den Kernpunkt der Sache. Freilich, wenn jemand spricht, so ist der Zuhörer keinen Augenblick im Zweifel, ob ein „der, die, das“ ein Artikel oder ein Fürwort sei; denn die Aussprache ist grundverschieden. Aber im Gegensatz zur Rede, die für das Ohr bestimmt ist, wendet sich die Schrift an das Auge, und dieses weiß zunächst nicht, wie es die Sache verstehen soll. In der Regel gibt das auf „der, die, das“ folgende Wort Auskunft darüber, ob es sich hier um den Artikel oder das Fürwort handle; doch schon dies ist ein kleines Hindernis für das augenblickliche Verstehen, eine kleine Erschwerung des Lesens. Es gibt aber Fälle, wo die Unsicherheit: Artikel oder Fürwort? noch länger dauert. Ein Beispiel dieser Art findet sich am Anfang meiner Ausführungen: Ich habe wohlweislich geschrieben: „Vor allem spottet er über die Angflichkeit, welche Ausdrücke folgender Art vermeiden will“. Hätte ich geschrieben: „die Ausdrücke . . .“, so wäre man bis zum Worte „will“ im unklaren über die Sache, und man würde ziemlich sicher über diesen Satz wegstolpern. Wendungen dieser Art sind nicht so selten. Es gehört zu den Forderungen eines guten Stils, dem Leser keine solchen Fallen zu stellen. Man vermeide also sprachliche Leistungen wie die folgende: „Er liebte die Lina, die Trine, die Stine an Schönheit übertraf, trotzdem nicht.“ Hier wird der Leser gleich zweimal aus dem Gleichgewicht geworfen. Aug. Schmid.

Nachwort des Schriftleiters. Mit solchen scherzhaften Wortspielen kann man natürlich nichts beweisen, aber das ist ganz richtig: die für lesende Augen bestimmte geschriebene Sprache entbehrt der Abstufung, durch die die zum Ohr gesprochene Rede den Unterschied zwischen den zwei verschiedenen „der, die, das“, dem Artikel und dem bezüglichen Fürwort, ausdrücken kann; ihr muß daher als Hilfsmittel dieses „welcher, welche, welches“ gelegentlich willkommen sein. Nun ist aber dieses „welcher“ erst seit Luthers Zeit

gebräuchlich; das alte bezügliche Fürwort hieß „der, die, das“. So heißt es im Nibelungenlied von den Burgunderkönigen: „ir vater der hieß Danocrat, der in diu erbe ließ“, und im althochdeutschen Hildebrandslied, das um 800 aufgeschrieben, aber schon viel früher gedichtet wurde, sagt der Sohn: „dat jagetun mi usere liuti (das sagten mir unsere Leute) alte anti frote, dea erhina warun (alte und kluge, die ehedem waren [lebten]).“

Aber bis auf Luthers Zeit wurde nicht so viel geschrieben wie seither und heute; darum haben wir ein solches Hilfsmittel zur Vermeidung von Mißverständnissen nötiger als unsere Vorfahren. Auch zur Abwechslung mag das „welcher“ usw. hie und da willkommen sein, aber man sollte nicht nur die Wiederholung von „der“ usw. vermeiden durch „welcher“, auch umgekehrt und noch häufiger die Wiederholung von „welcher“ durch „der“. Das hätte sogar Gottfried Keller tun dürfen in dem Satz (aus „Romeo und Julia auf dem Dorfe“): „Sie horchten ein Weilschen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herührten, oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche auf den Gründen lagen“. Schöner wäre der Satz gewiß, wenn Keller einige „welcher“ — oder gar alle! — ersetzt hätte. Grundsätzlich sollte man also „der, die, das“ vorziehen, nicht nur weil es das ältere ist, sondern weil es leichter wirkt als das etwas schwerfällige „welcher, welche, welches“, das auch die Dichter höchstens des Versmaßes wegen verwenden. Seine Häufigkeit im schriftlichen Gebrauch erklärt sich zum Teil daraus, daß man es in der Schule besonders hat lernen müssen, namentlich der Schweizer, der in seiner Mundart das Wort gar nicht kennt. „Wele“ braucht er nur fragend, und das bezügliche Fürwort heißt in echtem Schweizerdeutsch immer „wo“, aber im Versammlungsschweizerdeutsch wird dieses meistens ersetzt durch „der“ und nur bei ganz schweren Entgleisungen durch „welcher“, z. B.: „Me sött e Komission wähle, welche d'Aufgab hett“ (nach dem Leben!).

Briefkasten.

R. Sch., W. Sie haben recht: es gibt Selbstversorger in Butter, Käse usw., aber nicht mit Butter usw. Die ursprüngliche Bedeutung von „mit“ ist Begleitung. Ist der begleitende Begriff dem begleiteten untergeordnet, von diesem in Bewegung gesetzt, dann sagen wir, „mit“ bezeichne das Mittel. So sagt man: A. versorgt sich mit Butter. Die Butter ist das Mittel, mit dem die Tätigkeit des Versorgens ausgeübt wird; die Tätigkeit ist die „Versorgung mit Butter“. „Versorger“ aber bedeutet keine Tätigkeit, sondern den Menschen, der die Tätigkeit ausführt. Es ist nun aber nicht üblich, das Mittel, dessen sich ein Mensch bei der Ausübung einer Tätigkeit bedient, durch „mit“ mit ihm zu verbinden. In dem Satze: „Der Soldat verteidigte sich mit seinem Schwerte“ gehört die Bestimmung „mit seinem Schwerte“ zu „verteidigen“ und nicht zu „Soldat“. Man kann freilich sagen: „Der Soldat mit dem Schwerte verteidigte sich, der mit dem Speere lief davon“, aber in diesem Falle sind Schwert und Speer nicht Mittel zu Verteidigung oder Flucht, sondern sie gehören zu den Soldaten in der ursprünglichen Bedeutung der Begleitung. Man darf Waffen wohl als Begleiter von Soldaten betrachten, aber Butter ist kein Begleiter des Menschen, auch Käse nicht, sondern nur Lebensmittel. Wohl gibt es „Brot mit Butter“; hier ist aber die Butter als Begleiterin des Brotes gedacht, nicht als Mittel. Es gibt also keine „Selbstversorger mit Butter“, wohl aber „in Butter“. Die ursprüngliche Bedeutung des Vorwortes „in“ ist räumlich. Sie ist allerdings in vielen Verwendungen stark verbläßt, aber gerade in unserem Fall können wir uns den Raum noch ziemlich gut vorstellen. Wer mit Butter oder Käse, Wolle oder Seide handelt oder sich und andere damit versorgt, ist von diesen Stoffen umgeben, er ist also darin, z. B. im Käsegaden. Wenn Sie schreiben „Widerhandlung“, begehen Sie keine Zuwiderhandlung, weder gegen den Juden, noch gegen ein Sprachgesetz. Das Wort steht als „schweizerisch“ im neuen Juden (12. Auflage), weil es bei uns im amtlichen Gebrauche üblich ist. Es fällt Ausländern allerdings auf, ist aber richtig gebildet und dem sonst üblichen „Zuwiderhandlung“ eigentlich vorzuziehen. „Wider“ bedeutet „gegen“, so in

Widerrede, Widerspruch, Widerhaken, Widerhall, Widerruf, Widerstand, Widerwille usw. Eine Handlung, die wider ein Gesetz oder eine Vorschrift gerichtet ist, ist also eine Widerhandlung. Die Form „zuwider“ ist eine Zusammensetzung, deren Sinn nicht leicht zu verstehen ist; sie ist erst im 16. Jahrh. aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche gebrungen und klingt uns etwas bürokratisch umständlich, „Widerhandlung“ einfacher und verständlicher. Darum haben wir sie in den neuen Juden aufgenommen.

H. Bl., J. Ja, da ist wieder einer schön hereingefallen mit seiner „Bildung“. Wenn die Agentur meldet, alt Ständerat Bertoni trete nächstens „in sein neuntes Dezennium“ — wie alt ist er dann? Das kommt darauf an, was „Dezennium“ heißt. Das heißt Jahrzehnt (von lat. decem = zehn, annus = Jahr). Wenn Herr B. also in sein neuntes Jahrzehnt tritt, ist er offenbar achtzig Jahre alt; das sollte ziemlich klar sein, nicht? Aber nun steht diese Mitteilung unter dem Titel: „Ein Neunzigjähriger“! Ist er jetzt 80 oder 90? Wie ist der Unglücksman von Berichterfasser zu diesem Unfinn gekommen? Er verstand unter dem neunten Dezennium offenbar die Zehnerreihe, die mit „neun“ beginnt, also von 90 (oder 91) bis 99 (oder 100). Aber wie heißt dann das erste Dezennium? Darauf würde er wohl antworten: In diesem Alter ist der Mensch noch nicht so „interessant“, daß es sich lohnt, sich mit so gebildeten Wörtern um ihn zu bemühen. — Reingefallen mit seiner Bildung ist auch der „p.“, der beim Übergang zur Sommerzeit tief sinnige Betrachtungen anstellte (N. 3. 3. 5. 5. 41) und behauptete, man habe in jener Nacht eine Stunde weniger lang „in Orpheus' Armen“ gelegen. Er war nicht der erste und wird auch nicht der letzte sein, der den altgriechischen Sänger Orpheus verwechselte mit Morpheus, dem noch älteren griechischen Gott der Träume (man denke an Morphinum). Aber was denkt sich so ein „Schriftsteller“ dabei? Und was sollen sich die Leser denken? Das schöne Bild vom Gott der Träume, in dessen Armen der Schlafende ruht, wird zur blöden Phrase. — Wieder anderer Art ist der Unfinn, wenn in der Beschreibung eines neuen Zürcher Straßenbahnwagens ein Führerstand abgebildet ist, der laut Erklärung „keine Handkurbeln, sondern Fußpedale“ aufweist. Fußpedale! Schon mit ein wenig Französisch (pedal!) könnte man erraten, daß Pedale immer mit den Füßen betrieben werden; darum heißen sie ja so. Warum sagt der Mann nicht „Fußhebel“? Das wäre halt quasi gleichsam nicht besonders extrafein, sondern das konträre Gegenteil.

Allerlei.

Nur immer urchig! bodenständig! Nicht wahr, so eine ländliche Kirchweih ist ein echt volkstümliches Fest? Darum durften wir wohl das schweizerdeutsche Wort Chilbi etwas verhochdeutschen und in der Form „Kilbi“ in den neuen Juden einreihen; sie hat auch so für uns noch einen Gemütswert und erweckt Stimmung. Einen Hauptreiz bildet dabei für Kinder die Reitschule oder das Kößliispiel; darum haben wir auch diese Wörter aufgenommen; sie sagen uns mehr als „Karussell“, bei dem wir uns nichts denken können (es stammt aus dem Persischen) und bei dem man nie recht sicher ist, wie man es schreibt: mit einem oder zwei r, f und l? Zur Kilbi gehört aber auch der Kilbitanz; darum steht auch der jetzt im Juden, zum Tanz aber Musik, und zur Musikkapelle ein zügiger Name. Das alles gibt Stimmung. Sie sollte eigentlich von selbst kommen, diese Stimmung, aber warum sollte man, zumal in solchen Zeiten, nicht etwas nachhelfen dürfen? Das besorgt in Zumikon die „Stimmungskapelle A. Baumann“; auch im „Bahnhof“ Stäfa wirkt eine „Stimmungsmusik“ und in der dortigen „Alten Krone“ gibt es „Kunst — Stimmung — Humor“, und zwar „am laufenden Band“ infolge von „Original-Dialekt-Komödien“. In Waltikon spielt „Bur Noldis Bauernkapelle am Zürichsee“ (es schickt sich doch, daß eine Bauernkapelle einen „Bur“ als Direktor hat); etwas gehobener geht es in Hinteregg zu; dort spielt zum „Chilbitanz“ (wie urchig!) die „Kapelle Fortuna“, im „Kößli“ zu Stäfa das „Tanzorchester Orion“, also ebenfalls antik-klassisch! Aber auch Modernes gibt es: im „Felsenkeller“ Stäfa spielen die „Teddy-Boys“ und in Egg die „Zürcher Oberländer Boys“ von Küti. In der „Sonne“ Stäfa wirkt beim bodenständigen „Chilbi-Tanz“ das ebenso bodenständige „Cotton-Club-Trio“. Und das alles steht auf einer einzigen Seite der Zürichsee-Zeitung; es wimmelt von „Heimatschug“.